

War was?

Ungenaue Geschichten Teil 2

Von Isa Tschierschke

lightning-bug.de

1. Auflage, 2026

© Isa Tschierschke – alle Rechte vorbehalten.

lightning-bug.de

Korrektur: Anja Greven

War was?

Ungenaue Geschichten Teil 2

von

Isa Tschierschke

lightning-bug.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung:	Trost der Genauigkeit
1	Geliebt wird immer
2	Die Königin möchte gehen dürfen
3	Unterwegs
4	Einfach vergessen
5	Hast du auch solche Kopfschmerzen?
6	Der Mutti-Code
7	Einfach schreien
8	Laufen in Hasenspuren
9	Die Sache mit der deutsche Befehlskette
10	Vrikshasana. Es ist, was es ist, sagt der Baum
11	Geistertext

Einleitung: Trost der Genauigkeit

»Nicht alles so genau zu nehmen« sei das Geheimnis einer guten Ehe, hört man manchmal. Dann leuchtet auch ein, warum so viele Schriftsteller:innen alleine leben, denn nichts ist ihrem Wesen ferner, als Tag für Tag mit voller Absicht Ungenauigkeit walten zu lassen.

Letztlich ist keinem Menschen zu trauen. Bei manchen zeigt sich das beim ersten Blick in die Augen, bei anderen erst Jahre später bei einer Gelegenheit, bei der es wirklich drauf ankommen würde. Interessant ist, zu beobachten, wie die Leute im Laufe des Lebens auf diese Einsicht reagieren. Manche Menschen vertrauen fortan nur noch ihren Katzen, Hunden, Pferden, aber die sterben halt so schnell und dann kann man wieder von vorne anfangen.

Das Ideal ist immer noch, diesen einen Menschen zu finden, auf den man sich für den Rest des Lebens verlassen kann. Eine Ehe also. Und wer jetzt denkt »Niemals, dieser eine Mensch, das bin ich selbst«, liegt schon wieder daneben, denn sich selbst sollte man am allerwenigsten trauen.

Bleiben noch die spirituellen Objekte wie Buddha, Jesus oder Shiva. Ihr Verhalten zu verstehen, erfordert so viel Vermittlung durch Gelehrte, dass sie schon von daher jeglichem Vorwurf der Unzuverlässigkeit enthoben sind. Wie praktisch. Wenn man denn glaubt.

Für Atheisten gibt es immer noch die Naturgesetze. Besonders beruhigend in chaotischen Zeiten: die Symmetrie. Das Gesetz der Spiegelung umfasst so viele Facetten und Ebenen, dass es durchaus als spirituelle Praxis taugt. Ich erinnere an Serienermittler Adrian Monk, der mit seiner quasi-religiösen Huldigung des Prinzips der Symmetrie immerhin Fernsehgeschichte geschrieben hat. Antibakterielle Feuchttücher und bestimmte Schrittfolgen auf Pflastersteinen spielten weitere paranoide Nebenrollen, aber die Macht der Symmetrie leuchtet auch Gesunden ein.

Wissenschaftler haben z. B. schon lange herausgefunden, dass die Symmetrie der Gesichtshälften darüber entscheidet, ob wir jemanden als schön empfinden. Top-Beau in den Untersuchungen damals war Johnny Depp. So lange ist das schon her ...

Beim Ausräumen meines Elternhauses fand ich im sechzehnbandigen *Meyers Konversationslexikon* (4. Auflage von 1889) Dutzende von Notizzetteln. Sie standen früher in dekorativen quadratischen Spendertürmen neben dem Telefon und auf allen Schreibtischen im Haus. Auf den Zetteln fanden sich keine Notizen, sondern sie sahen auf den ersten Blick aus wie Spitzendeckchen. Ich erkannte die Technik wieder, die ich zuletzt auf der Grundschule angewendet hatte. Man faltet vertikale und diagonale Symmetrieachsen in das quadratische Papier und bearbeitet es dann aufs Geratewohl mit der Nagelschere. So, wie keine Schneeflocke der anderen gleicht, rieselten aus dem ersten Band, den ich öffnete, gleich mehrere völlig unterschiedliche Scherenschnitte dieser Art. Ich konnte nur vermuten, dass in den 15 anderen Bänden sich womöglich noch Dutzende von ihnen befanden.

Hatte mein Vater sie dort gezielt platziert oder wahllos hineingestopft? Ich mochte die Idee, dass er für seine Nachkommen eine Art Ariadne-Faden in dem Lexikon-Labyrinth hinterlassen hatte. Von A-Z aufgefunden, würden sie durch die Reise entlang der Einträge Sinn machen. Aber die Stichproben weiter hinten (»Gewaltenteilung«, »Sklavenhaltung in Amerika« und »Unmündigkeit«) ergaben keinen solchen Sinnzusammenhang und außerdem musste ich fertig werden, bevor der Container kam.

Also beschränkte ich mich darauf, einige aufzuheben und beim Packen der Kartons über die Technik des Schnittmusters nachzudenken. Anders als bei der Kunst des freihändigen Scherenschnitts, die z. B. Annette von Droste-Hülshoff meisterhaft beherrschte, war das Falten von Symmetrieachsen und das anschließende willkürliche Ausschnipseln von Ecken, Kanten und Kreisen ganz ohne konzeptionelle Absicht und handwerkliches Geschick zu erledigen. Man konnte nebenbei meditieren oder über etwas anderes nachdenken, das einen gerade beschäftigte.

Meine Mutter beschäftigte meinen Vater jeden Tag, sechzig Jahre lang. Ihr war nicht zu trauen. Vom ersten Tag ihrer Bekanntschaft an, hielt sie sein Gehirn mit immer neuen Tricks und Wendungen auf Trab. Hatte er deshalb angefangen, in der Bearbeitung von symmetrischen Schnittmustern Zuflucht zu suchen? Wenn schon die Symmetrie der Paarbeziehung nicht funktionierte, weil er zu oft etwas „nicht so genau nehmen“ durfte, ja, wahrscheinlich die meiste Zeit damit beschäftigt war, etwas nicht so genau zu nehmen. Ich kann mir vorstellen, welchen Trost er empfand, wenn er an einem willkürlichen Punkt beschloss, das gefaltete Papier mit der Schere genug bearbeitet zu haben. Das Ergebnis, das beim Auseinanderfalten sichtbar wurde, war immer eine unterhaltsame Mischung aus Vorhersehbarkeit und Überraschung. Wie in einer Ehe. Das fertige, perfekt symmetrische, Zetteldeckchen war ein Moment sichtbarer Selbstwirksamkeit, den ihm der Alltag nicht mehr nehmen konnte.

Die Muster, die bei Paaren Symmetrie erzeugen, lassen sich auch auf die Gesellschaft übertragen. Nur muss man ganz genau hinsehen, um die Ungenauigkeiten zu lokalisieren. Die Verunsicherungen in »War was? Teil 2« erstrecken sich über Leerstellen der Geschichtsschreibung wie in »Die Königin möchte gehen dürfen«, interpretationsbedürftiges Verhalten und Sprechen (»Hast du auch solche Kopfschmerzen?«, »Der Mutti-Code«), die schwammigen Kriterien dafür, was eigentlich Literatur ist (»Geliebt wird immer«) bis hin zu Missverständnissen (»Die Sache mit der deutschen Befehlskette«) und kompletter Amnesie (»Einfach vergessen«). Die Dinge sind eben nicht nur anders, als sie scheinen, sondern auch anders, als sie sind. Unter »Geistertext « finden sich außerdem »Work in Progress«-Texte, die völlig zufrieden sind mit ihrer ungenauen Aussage und ihrer Vorläufigkeit. Jedes Ende ist ein offenes Ende.

November 2025

Kapitel 1 Geliebt wird immer

Keine Ahnung, ob ich ohne Plenzdorf je was geschrieben hätte.

Am Freitag, den 1. Dezember 1989 kursiert in unserem schummrigen Seminarraum der *Rostlaube* der FU in Berlin-Dahlem unter einem Dutzend StudentInnen* des Hauptseminars »Neueste Erzählliteratur der DDR« das Gerücht, dass Privatdozentin Dr. A. »jemanden mitbringt«.

Noch wagt niemand, Dr. A. genauer nach ihren guten Verbindungen zur DDR-Literaturszene zu befragen. Offenbar hat sie einen geheimen Versorgungstunnel zu Autoren, Manuskripten, Adressen und Telefonnummern. In der letzten Woche ließ sie eine Ansichtskarte rumgehen, die Volker Braun ihr aus den Herbstferien geschickt hat. Seine Stücke werden seit Jahren auf allen DDR-Bühnen rauf- und runtergespielt. »Meine liebe ... « stand da und »hoffentlich bald mal wiedersehen. Dein Volker«.

Für heute hat Dr. A. Ulrich Plenzdorf zum Mittagessen eingeladen. »Rübergeholt« hat sie nur in der ersten Woche nach dem 9. November gesagt. Inzwischen ist es Normalität, dass die berühmten AutorInnen selbstständig den ehemaligen Grenzübergang an der Friedrichstraße mit der S-Bahn passieren, die U-Bahn bis Thielallee nehmen und nach dem Mittagessen noch bleiben, um uns »kennenzulernen«.

Viel kennenzulernen gibt's bei mir noch nicht. 25 Jahre, die meisten davon in der oberbayerischen Provinz zugebracht, mittelgroß, mittlere Figur, mittelblonde Haare. Manchmal stecke ich die hoch und Privatdozentin Dr. A. macht dann eine Bemerkung. Sie ist außer für zeitgenössische deutsche Literatur auch noch Spezialistin für französische Romantik. Meine Frisur erinnere sie ans 19. Jahrhundert, sagt sie. Aha.

Alles, was an mir außergewöhnlich ist, verdanke ich meinem neuen Wohnort: West-Berlin im Herbst 1989. Ich bin die Erste in der Familie mit Abitur und die Erste, die studiert. Weil ich niemanden fragen kann, wie man das macht, schreibe ich mich für Deutsch auf Lehramt ein. Dabei war ich nie richtig gut in Deutsch. »Über weite Strecken unsachlich, 3+« stand in den Aufsatzkommentaren oder »Zu emotional, 3-«. Bei einer Erörterung (glatte 3) war ich »polemisch« und musste das Wort im Duden nachgucken.

Im Einführungsseminar für Neuere Deutsche Literatur sitze ich zusammen mit hundertfünfzig »angehenden GermanistInnen«, die alle schon wissen, dass sie nie welche sein werden. Die Festanstellungen an Schulen und Universitäten besetzen AbsolventInnen, die zehn Jahre älter sind als wir und noch all die Jahre dort sitzen werden, wenn wir längst als schwer vermittelbare Sprach- und Literaturwissenschaftler auf den Fluren der Arbeitsämter hocken. Ich für meinen Teil vor der Tür mit den Buchstaben »S-T«. Aber davon weiß ich noch nichts und es wäre mir auch egal, denn ich will in die USA. Nach Weihnachten ist Bewerbungsschluss.

Im Sportlercafé zwischen *Rost-* und *Silberlaube* gibt's den einzigen Kaffee, der nicht aus dem Automaten kommt. Die braunen Plastikbecher stelle ich immer auf den graugrünen, versifften Teppichboden und vergesse sie dort. Ich schreibe Tagebuch, Lieder, Gedichte und Filmszenen, die sich in der U-Bahn abgespielt haben. Spickzettel aus meinem Leben. Also keine Literatur.

Die Tür geht auf. Privatdozentin Dr. A. tritt ein, beschwingt kichernd und gefolgt vom grinsenden Autor. Fusselige, ungekämmte graubraune Haare bis auf die Schultern, Hemd und Pullunder schlammfarben aufeinander abgestimmt und dürre Beine in alten Jeans. Er geht nicht nach vorne zum Pult, sondern setzt sich auf einen freien Tisch vorm Fenster.

»Wie kriegen Sie Ihre Ideen?«, eröffnet mein Sitznachbar K. das Gespräch und ich hätte mich das nicht getraut, so banal die Frage auch ist. Aber K. hat schon seine eigene Theatergruppe am Schlesischen Tor, trägt als erster am Fachbereich Pferdeschwanz und war

Schülersprecher am Gymnasium Oberalster in Hamburg. Wo ich Abi gemacht habe, gibt's kein Theater.

»Wissen Sie ...« Plenzdorf überlegt. Er siezt uns! Die Nachmittagssonne kommt aus den Dezemberwolken hervor und bleibt einen Moment in seiner Fusselmähne hängen. Wir gucken zu ihm hoch, wie damals zu den coolen Referendaren in den Oberstufen unserer jeweiligen Gymnasien in Mainz, München oder Bonn. Aus West-Berlin ist niemand hier.

Und ich bin nur in Berlin, weil ich von hier am schnellsten wieder wegkomme. Ich will eines der Direktaustauschstipendien in die USA. Als Ausdruck deutsch-amerikanischer Nachkriegssentimentalität sind die für StudentInnen der Freien Universität reserviert. An amerikanischen Unis kann man *Women's Studies* belegen. Und *Creative Writing*. Letzteres erwähne ich gar nicht erst, wenn ich mit Leuten rede, aber *Women's Studies* schon. Seit ich Kate Milletts *Sexus und Herrschaft* gelesen habe, sehe ich strukturelle Gewalt in meiner Familie, in der Schule, an der Uni, in meinem Land. Nur, dass es den Begriff noch nicht gibt. »Die Rangordnung der Frau als bewegliche Habe besteht auch heute noch [...] in der allgemeinen rechtlichen Ausdeutung, daß die Ehe ein Konsortium darstellt, das weibliche häusliche und sexuelle Dienste gegen finanzielle Unterstützung eintauscht.« Wenn ich das zitiere, heißt es: »Das ist doch krank. Wir sind im 20. Jahrhundert!«

»Es ist einfacher, als Sie denken.« Plenzdorf klingt wie der gut gelaunte Rias-Sprecher im Morgenradio. Nicht wie ein Botschafter aus einem bis vor Kurzem abgeriegelten, dunklen Teil der Welt, dessen bedauernswerte Bewohner Berufe ergreifen müssen, die sie sich nicht selber aussuchen können. »Wie kommt man als Schriftsteller auf diejenigen Einfälle, für die man nicht verhaftet wird?« wäre eine bessere Frage gewesen.

»Eigentlich braucht man als Dichter im ganzen Leben nicht mehr als eine Idee.«

Kommilitone K. guckt zu mir rüber und rollt mit den Augen. Das ist nicht die Antwort, die er wollte.

»Eine gute Idee, ein Thema«, fährt Plenzdorf fort.

»Eine Geschichte, die man dann, über die Jahre, immer wieder neu erzählen kann, während man älter wird.«

Ich beuge mich so weit nach vorne, dass mein Kinn fast auf der Schulter der Studentin vor mir liegt.

»Nehmen Sie *Paul und Paula*. Zuerst gab es Gedichte, dann eine Kurzgeschichte, dann das Drehbuch und den Film mit der Musik von den Puhdys. *Die Legende vom Glück ohne Ende* hieß der Roman dazu. Alles aus einer Idee.« Sein Blick streift meinen romantischen Dutt.

»Oder die alten Dichter. Eine klassische Geschichte. Die erzählen Sie dann neu. Werther und Lotte, Edgar und Charlie. Geliebt wird immer, oder?«

Westdeutsche Schüler kennen Plenzdorf, weil die Deutschlehrer sie ins Kino zu *Die neuen Leiden des jungen W.* schleppen. »Leute. Kann sich einer ein Leben ohne Jeans vorstellen? Jeans sind die edelsten Hosen der Welt.« Mit siebzehn finden wir Edgar Wibeau süß, aber ein bisschen naiv. Aus uns, den Kindern, die samstags *Die Peanuts* guckten, waren abgeklärte, linke Oberstüfler geworden, die den langen Schatten der Bürgerlichkeit wie eine Schmusedecke hinter sich herzogen. Während wir unsere Angst vorm Atomkrieg kultivierten, zeigten Gefühls-Anarchisten wie Edgar und Paula dem Tod den Stinkefinger.

»Niemand nimmt Edgar ernst, aber er ist überzeugt von seinem Vorhaben und tüftelt unbeirrt weiter«. Ich kann hören, wie sehr Plenzdorf Edgar nach all den Jahren immer noch mag.

In den USA gibt es keine Blondinenwitze, hab' ich mir sagen lassen. Keiner würde lachen, wenn ich auf die Frage, welche Kurse ich belegen will, »Creative Writing« sage. In den USA könnte ich ein Jahr lang einfach mal schreiben, machen, ausprobieren. Man würde mich in Ruhe lassen, vielleicht sogar ermutigen. Amerika würde bedeuten, ein Jahr lang nicht als krank zu gelten.

»Jeder kennt doch mindestens *eine* Geschichte, oder? Jeder hat doch *ein* Leben.«

Außer Privatdozentin Dr. A., die gutmütig lächelt, scheint niemand diesen Gedanken besonders originell zu finden.

K. guckt auf seinen BVG-Faltplan, sucht sich den nächsten Bus zum Schlesischen Tor raus

und fängt an, seine Tasche zu packen. Ich ziehe meine Jeansjacke über, die ich vor Jahren einem Jungen abgeschwatzzt habe, der in Bayern geblieben ist. Darunter trage ich ein blassbeige kariertes Männer-Flanellhemd aus den Sechziger Jahren, das mir fast bis zu den Knien reicht und das ich aus der *Garage* am Nollendorfplatz habe, wo man ein Kilo Kleidung für 25 Mark bekommt. Dazu die bordeauxfarbenen Leggings vom C&A in der Wilmersdorfer Straße und weiße Cowboystiefel. Markenjeans alleine sind in West-Berlin noch kein Stil.

Ein halbes Jahr nach dem Hauptseminar über Neueste DDR-Erzählliteratur bekomme ich ein Stipendium als *Teaching Assistant* in Oregon. Eigentlich sind die Plätze den Graduierten vorbehalten, aber dieses Jahr machen sie eine Ausnahme. Die US-Unis fragen verstärkt Wende-Zeitzeugen an. Im Frühjahr 1990 gibt es Rekord-Einschreibezahlen für *German Studies* und weil ich in West-Berlin wohne, werde ich sofort vermittelt.

In meiner ersten Seminararbeit geht es um die Entstehung des Patriarchats und darum, wie Frauen zu Eigentum wurden. Ich bringe mein polemisches Lieblingszitat von Kate Millet aus *Sexus und Herrschaft* und bekomme die erste Eins meines Lebens in Deutsch. Auf Englisch. »Impeccably written!! A+«

Nach Weihnachten soll ich Neuere deutsche Literatur unterrichten. Ich?

»Sure!«, sagt der amerikanische Mentor, der mir mein neues Büro zeigt und die Lektüre gibt. *Die neuen Leiden des jungen W.* »Kennen Sie ja bestimmt.«

Für die erste Unterrichtsstunde ziehe ich mir meine Garagen-Klamotten an. In dem Mini-Seminarraum setze ich mich auf einen Tisch vorm Fenster, gucke in unglaublich junge Gesichter und beginne zu lesen: »Leute. Kann sich einer ein Leben ohne Jeans vorstellen? Jeans sind die edelsten Hosen der Welt. Ich meine, Jeans sind eine Einstellung und keine Hosen.«

*aus Gründen der Nostalgie verwende ich die zeitgenössische Gendertechnik von 1989.

Kapitel 2 Die Königin möchte gehen dürfen

Am Abend des 12. Juni des Jahres 1535 gab Elisabeth Wandscherer ihrem Ehemann allen Schmuck zurück, den er ihr je geschenkt hatte. Womöglich war die Geste noch verbunden mit der Aufforderung, ihn sich sonstwohin zu stecken. Sie habe keine Lust mehr auf die zu üppigen Abendessen mit schlechten Tischmanieren, während vor der Tür das Volk hungere. Außerdem bat Elisabeth auch gleich noch um die Erlaubnis, die Stadt verlassen zu dürfen. Darin, dass dies eine übereilte und eher ungeschickte Handlung war, sind sich die Historikerinnen heute einig.

Elisabeths Gatte, Jan van Leyden, hatte sich im Jahr zuvor, 1534, zum König von Münster erklärt und regierte selbstherrlich und per Dekret. Dementsprechend empfindlich reagierte er auf Elisabeths Ansinnen, bezichtigte sie des Ungehorsams und zur Sicherheit auch noch der Hurerei und, bevor sie den Hof verlassen konnte, schlug ihr mit seinem eigenen Schwert den Kopf ab.

Da ist man zunächst einmal froh, in der heutigen Zeit geboren zu sein und nicht in Kreise hinein, in denen man als Frau befürchten muss, mit Gewalt am Verlassen des Ehemannes gehindert zu werden. Dass man in Zeiten lebt, in denen Mädchen ganz selbstverständlich nach der Macht greifen.

Die vergangenen dreißig Jahren können als Fräuleinwunder der westlichen Politik gelten. Überall erstrahlten die Erst-Frauen: Erste Frau als Regierungschefin in gleich mehreren Ländern, erste Frau als Außen- oder Verteidigungsministerin – plötzlich war alles möglich. Schon machte das Wort einer »feministischen Außenpolitik« die Runde. 2023 war damit dann allerdings Schluss und wie immer in der Geschichte ist es der Krieg, der solche Blütezeiten beendet. Oder präziser: der Krieg, der als Vorwand genommen wird, um Gewalt

als Mittel der Politik zu rehabilitieren. Der Krieg, der die Sehnsucht nach testosterongestützter Führung wiederherstellt.

Dass die Regierungschefinnen in Finnland und Schweden, Sanna Marin und Magdalena Andersson, abgewählt wurden, lässt sich noch als normaler demokratischer Vorgang interpretieren. Interessanter sind die freiwilligen Rückzüge, wie die von Königinnen der Politik, die sich entscheiden zu gehen. Wie Annie Lööf (zweiter Vorname: Marie-Thérèse), Chefin der schwedischen Zentrums- und Ex-Wirtschaftsministerin, die nach einem tödlichen Attentat während einer Konferenz auf Gotland, das eigentlich ihr galt, sagte: »Es reicht« und mit nur 41 Jahren ihr Spitzenamt und gleich die ganze Politik verließ. Sie galt als hartgesottene Juristin mit überragender Qualifikation, eleganter Rhetorik und großem Ehrgeiz und war schon als Schülerin ihrer Partei beigetreten. Als Lööf im schwedischen Reichstag ihren offiziellen Abschied nahm, lud Magdalena Andersson sie vor laufenden Kameras zum privaten Barbecue ein. Zum »Würstchengrillen« auf ihrem Feriengrundstück. Um was genau zu feiern? Den Verlust der Macht?

Bissige Kommentare dieser Art blieben in den Medien aus. Während Männer, die sich aus Angst vor Morddrohungen aus der Politik zurückziehen oder weil sie sich um ihre Familie kümmern möchten, mit Titelbildern auf Satirezeitschriften verhöhnt werden, können Frauen bei derselben Entscheidung endlich mal mit breiter zustimmender Anerkennung rechnen.

Als Neuseelands Staatschefin Jacinda Ardern sich im Alter von 43 Jahren mit den Worten »Ich bin auch noch ein Mensch« aus der Politik zurückzog, erntete sie weltweite Lobeshymnen. Ihr australischer Premier-Kollege Anthony Albanese (übrigens immer noch im Amt) widmete ihr nach ihrer Abdankung einen vielbeachteten Artikel im *Sydney Morning Herald*. In diesem Nachruf auf Arderns Regierungszeit bescheinigt er ihr große Empathie im Amt und beschwört als zentrale Erinnerung an ihre politische Lebensleistung das Bild der in einen schwarzen Hijab gehüllten Premierministerin herauf. Ganz Mutter der Nation umarmt

sie weinende Menschen am Schauplatz des Attentats von Christchurch, bei dem 51 Moscheebesucher getötet wurden.

Der australische Premier ruft damit in den Köpfen der Leserschaft ein madonnenhaftes Klischee hervor, das ausdrückt: »Ihr Frauen seid die Gütigen und wir die mit der Macht. Wir machen Politik und ihr bleibt menschlich. Wir führen Krieg und ihr räumt auf. Wir töten, ihr tröstet.«

Auch Feministinnen teilten den Artikel damals, oft verbunden mit dem Hinweis: »Seht her – sogar Männer loben die weibliche Staatsführung. Wir Frauen sind das eigentliche starke (gemeint ist: das moralisch überlegene) Geschlecht.«

Blöd nur, dass Stärke nichts mit Macht zu tun hat. Und dass sich die Schutzbedürftigen dieser Welt für die charakterliche Stärke einer Königin nichts kaufen können. Wenn Arderns menschlicher Führungsstil wirklich der überlegene war, warum ist sie dann nicht mehr Premierministerin? Womöglich ist es ja nur der weibliche Rücktrittsstil, der dem der Männer überlegen ist.

2023 trat auch die bisher letzte der ersten Verteidigungsministerinnen der Bundesrepublik zurück. Das Symbolbild zur allgemeinen Erleichterung darüber, dass diese Phase in der Geschichte der Hardthöhe endlich vorbei war, zeigt Boris Pistorius im Kampfanzug, wie er mit staatsmännischer Miene aus einer Leopard-Panzerluke guckt. Die Gallionsfigur der Zeitenwende kündigte neulich beim Auftakt des BaltOps Nato-Manövers in Rostock an, dass 60.000 neue Rekruten für die Bundeswehr gesucht werden. Besondere Vorkenntnisse brauche es nicht, denn das Motto der NATO laute jetzt »Train as you fight«.

60.000 neue deutsche Soldaten. Wahrscheinlich ist die Zahl schon deswegen gleich so großzügig bemessen, weil es für einen Teil der unerfahrenen Rekruten ja heißen wird: »Train as you die«. Diese jungen Leute werden sterben, ohne beim Abitreffen noch erleben zu dürfen, dass wenigstens zwei der fünf maroden Schultoiletten von damals schon saniert worden sind. Denn die 1,5 Prozent Infrastrukturbudget aus dem Sondervermögen wurden ja

nur deshalb genehmigt, weil »Kriegsgerät aus ganz Europa« über deutsche Straßen und Schienen rollen muss. Das heißt, Schulklos, Brücken und Bahntrassen abseits der geplanten Truppenströme werden wohl auch in dieser Legislaturperiode außen vor gelassen.

Ähnlich in Schweden, wo die Politik die Bevölkerung lieber auf einen unmittelbar bevorstehenden Krieg mit Russland einschwört, als sich den großen Problemen des Landes mit Straßenkriminalität, Wohnungsnot und einem kollabierenden Gesundheitssystem zu widmen.

Als Ulf Kristersson, Nachfolger Magdalena Anderssons im Amt des Ministerpräsidenten, in den US-Kongress eingeladen wurde und die NATO-Mitgliedschaft schon zum Greifen nahe war, beschwor Joe Biden die Kriegstüchtigkeit der schwedischen Nation. »And they know how to fight«, sagte er.

No, they don't. Bei den jährlichen Musterungen stellt sich heraus, dass nur jede siebte der schwedischen Jugendlichen wehrtauglich ist oder sich so empfindet.

Överraskning! Die schwedische Jugend hat gar keinen Bock auf Krieg am eigenen Leib. Und wenn die ersten ihrer Kinder in Leichensäcken von ihren Einsätzen nach Hause zurückkehren, werden auch die verteidigungsbereitesten schwedischen Eltern ins Grübeln kommen. Seit 200 Jahren herrscht in Schweden Frieden, weshalb das Militär dort seit Jahrzehnten mit den Hufen scharrt. Man ist vielleicht ein wenig aus der Übung, aber Großmachtsfantasien schlafen ja bekanntlich nicht ewig.

Auf einem zentralen Platz nahe dem Stockholmer Königsschloss, vor der Statue von Gustav Adolf II., begeht das Volk auch heute noch zu Tausenden die großen schwedischen Nationalmomente. Zur Erinnerung: Unter Gustav Adolf II. wurde im 17. Jahrhundert der sogenannte »Schwedentrunk« erfunden, eine der glorreichsten Greuelthaten schwedischer Soldaten im 30-jährigen Krieg. Mit einem Trichter füllt man solange Jauche in die Speiseröhre eines Folteropfers, bis dieses an seinen Magenkrämpfen verstirbt. Diese Technik gehört zum Methodenkreis der Wasser-Folter und leider ist nicht überliefert, was Maria

Eleonora, Gustav Adolfs brandenburgische Gattin, davon hielt. Aber wir haben ja auch nie erfahren, was Laura Bush über Waterboarding dachte. Oder Melania Trump über Zwangsdeportationen und willkürliche Verhaftungen. Man hört halt nichts von den Königinnen. Man kann nur hoffen, dass Melania bei der nächsten McDonald's-Bestellung ins Weiße Haus ihren Donald daran erinnert, dass illegale Einwanderer das Rückgrat der US-amerikanischen Service-Industrie sind. Einfach gehen kann Melania Trump ja nicht. Sie ist schließlich keine Anni Lööf und auch keine Yacinda Arden. Und hoffentlich keine Elisabeth Wandscherer!

Manchmal frage ich mich, ob Magdalena Andersson und Annie Lööf ihr Projekt inzwischen umgesetzt haben. Die Einladung ins Ferienhaus, meine ich. Zum »Würstchengrillen«. Mir gefällt die Vorstellung, dass das vielleicht ein Codename zur Vorbereitung einer Undercover-Rache-Aktion feministischer Innenpolitik war.

Zum Video: https://www.youtube.com/watch?v=hXcyHp_xsMA&t=39s

Kapitel 3 Unterwegs

»The Motor Car has restored the Romance of Travel«
Edith Wharton, *A Motor Flight Through France*

Während ich als Kind vom Fliegen träumte, träume ich heute meistens vom Autofahren als Kind.

Ich bin acht Jahre alt und sitze auf der Rückbank unseres Ford Capri neben meiner Schwester. Meine Mutter fährt, mein Vater kommentiert. Oder umgekehrt. Das Auto ist bei uns der einzige Ort, an dem die Rollenverteilung egal ist.

Der Capri ist babyblau, aber innen ganz in Schwarz gehalten. Das Armaturenbrett, die Sitze, die Fußmatten und alle Knöpfe, Kurbeln und Griffe. Soviel Schwarz macht mich müde. Ich bin erschöpft von der Fahrt und schlafe ein. Die Stimmen meiner Eltern im Ohr, den Arm meiner Schwester auf der Schulter, meinen Kopf auf ihrem Schoß. Das Auto ist auch der Ort, an dem für uns als Familie Nähe möglich ist, weil unausweichlich. In der engen Fahrgastzelle gehen uns während einer langen Fahrt zwar auch irgendwann die Gespräche aus, aber das Benzin nie. Weshalb ich jedes Mal aufs Neue überrascht bin, wenn wir anhalten.

In meinem Traum werde ich wach, setze mich auf der Rückbank aufrecht hin, schaue mich um und stelle fest, dass ich alleine bin. Alle Wagentüren, außer meiner, stehen offen und der Motor ist aus. Es ist Nacht geworden und wir stehen mitten auf der unbeleuchteten Landstraße in einer Gegend, die ich nicht kenne. Ich weiß bereits, dass ich jetzt aussteigen, durch den Nieselregen einmal ums Auto herumgehen und die anderen Türen schließen werde. Sie kommen ja nicht wieder. Sie sind alle drei tot.

Der Moment, in dem man feststellt, dass man ganz auf sich allein gestellt ist, wäre ja zum Aufwachen besonders geeignet. Dennoch träume ich an dieser Stelle oft noch ein bisschen weiter.

Zum Beispiel von den Führerschein-Legenden, die sich um den Dickkopf meiner Mutter ranken. Von der Geschicklichkeit, mit der sie die Fahrstunden absolvierte, ohne dass in der kleinen Stadt irgendjemand davon Wind bekam, denn die Erlaubnis zum Fahrschulbesuch hatte sie nicht. Die Berichte ähneln den Geschichten darüber, wie meine Mutter als Teenager heimlich Fechtstunden nahm, weil sie sich in einen Schauspieler bei den *Recklinghausener Ruhrfestspielen* verliebt hatte und der Meinung war, sie sollte auch können, was seine sportliche Grundausbildung an der Schauspielschule enthielt.

»En garde!« wurde so etwas wie ihr Lebensmotto. Insbesondere für ihre Ehe mit meinem Vater. Aber das ist eine andere Geschichte. Mehrere andere Geschichten.

Zurück zum Autofahren. In unserer Familie wurde die Fähigkeit, ein Kfz zu steuern, als eine Art grundlegende Kulturtechnik betrachtet. Lesen und Schreiben, Rechnen und Lenken. Darüber, wann ich in die Fahrschule gehen würde, gab es ebensowenig Diskussionen wie bei der regulären Schulpflicht. Geschweige denn, ob ich denn überhaupt den Führerschein machen sollte. Mein Freund hatte keine Lust darauf und überraschte sowohl seine als auch meine Eltern mit der Ankündigung, dass er trotz Volljährigkeit weiterhin Fahrrad fahren würde. 1980 waren die Grünen gegründet worden und ökologisches Denken rückte langsam, aber sicher in die Mitte der Gesellschaft vor. Wohin das führte, ist ja mittlerweile bekannt. Neulich hat jemand meinen Ex in einem SUV, einem Volvo XC 90, gesehen, Plug-in-Hybrid, immerhin.

Als ich achtzehn wurde, nahm mein Vater mich in dem orangenen Käfer meiner Mutter – ja, auch wir waren mittlerweile eine Familie mit Zweitwagen – mit auf einen abgelegenen Feldweg. Er zeigte mir, wie man Kupplung und Schaltung bediente – Das Ganze mit VIEL GEFÜHL, bittet! –, mit Gasgeben und Bremsen mischte, und als ich die zwei Kilometer bis

zur Bundesstraße im dritten Gang geschafft hatte, war er zufrieden und zahlte die Fahrstunden.

Womit er nicht gerechnet hatte, war, dass ich das Freiheitskonzept meiner Mutter noch um eine Dimension erweitern würde. Ich fand, das gehörte sich so für die nächste Frauen-Generation, und ich nahm auf einer 750er Honda Goldwing Fahrstunden für den Motorradführerschein. Als ich zehn war, hatte meine Schwester mich auf dem Mofa meines Vaters (ein gelbes Piaggio) mit immerhin 30 Stundenkilometern einmal um den Block brettern lassen und mit elf verliebte ich mich in ein 50-Kubik-Kleinkraftrad (eine blaue Yamaha) und in den Zehntklässler, dem sie gehörte.

Mutter wurde sofort nervös, als sie das mit dem Motorradführerschein hörte. Ob aus Angst um mich (wegen der höheren Unfallgefahr) oder aus Sorge um ihre Spitzenposition als renitente Amazone in der Familie, habe ich nie herausgefunden. Jedenfalls nahm mein Vater mich beiseite und bat mich aus Rücksicht auf „Muttis sensible Nerven“ das Motorradfahren doch bitte sein zu lassen. Ich ließ mich nicht beeindrucken, war ich doch durch die fast 20 Jahre, in denen mir mit der schwachen Gesundheit meiner Mutter gedroht wurde, abgehärtet. Dass er mir die Fahrstunden nicht bezahlte, blieb ebenfalls ohne Wirkung, denn auf Anraten meiner modernen Mutter hatte ich mir schon mit sechzehn einen Job bei McDonald's gesucht. Sie hielt es für wichtig, dass ich über eigenes Geld verfügte, um bei Dates und Urlaubsreisen nicht auf Einladungen von Jungs und Männern angewiesen zu sein.

Ich erweiterte diese Unabhängigkeit auf Transportmittel und im Sommer nach dem Abitur fuhr ich mit meiner ersten eigenen Maschine (einer roten Zündapp) bei meinen Eltern auf dem Land vorbei. Mein Vater wurde sentimental und redselig. Er erzählte, wie er vor seinem ersten Käfer ja auch mal ein Motorrad gehabt habe (eine weiße NSU) und er würde ja zu gerne mal wieder ... Irgendwie ist es dann nicht mehr dazu gekommen, dass er meine Maschine ausprobierte. Vielleicht, weil ihm mein Helm nicht passte, oder vielleicht, um meine Mutter zu schonen.

In meinem Traum steige ich auf der Fahrerseite ein und setze ich mich hinters Steuer des himmelblauen Ford Capri. Ich finde heraus, wie man den Scheibenwischer anmacht, habe den Rückspiegel überprüft und den Sitz richtig eingestellt. Mir ist sogar klar, dass wir uns 1972 noch nicht anschnallten, denn ich drehe den Zündschlüssel, ohne vorher den heute so vertrauten Griff zum Gurt zu vollführen. Ich lege den ersten Gang ein und fahre los.

Ohne Führerschein.

Ich weiß ja, dass ich ihn bald machen werde.

Kapitel 4 Einfach vergessen

Meine Mutter hat schon früh im Leben viel gesehen. Zum Beispiel als Siebenjährige den abgeschossenen englischen Kampfpiloten, der ungespitzt in einen schleswig-holsteinischen Acker geschossen war, so dass die Leiche nur zur Hälfte aus der Erde guckte. Im idyllische Bad Schwartau war sie auf Kinderlandverschickung, weil ihr Zuhause im Ruhrgebiet zu bombengefährdet war.

Als Kind wurde mir gesagt, dass derartige Anblicke fürs Leben abhärten, und umso kurioser muteten mir die ausgefallenen Empfindlichkeiten meiner Mutter an. Die Angst vor Mäusen, von Gekreische im Keller begleitet, hallt in mir zwar immer noch nach, ist aber ja noch relativ verbreitet. Die Unfähigkeit, im Park, insbesondere in der Dämmerung, an Statuen vorbeizugehen, schon weniger, und eine Frau, die eine solche Todesangst vor Katzen hat wie meine Mutter, habe ich noch nie getroffen. Sah sie eine Katze von Weitem, mussten wir die Straßenseite wechseln oder umdrehen und einen Umweg nehmen. Ihre Hand, die ich dabei hielt, begann zu zittern, wurde schweißnass und noch kälter, als sie es sowieso immer war. Ich hielt sie fester in der Hoffnung, dass die Leitungen in Mutters Kopf noch funktionierten und meine Bemühungen, sie zu beruhigen, überhaupt durchdrangen.

An einem langen dunklen ostfriesischen Nachmittag, wir wohnten in Aurich, als ich fünf Jahre alt war, erzählte sie mir von einer Vermutung, die sie in Bezug auf ihre Katzenphobie hatte. Diese war ihr natürlich peinlich und die Nachbarn durften davon nichts wissen, wie sie mir einschärfte.

Als meine Mutter fünf Jahre alt war, hatte die Nachbarskatze geworfen und meine Mutter durfte die Babys in ihrem Puppenwagen stolz die Straße rauf- und runterfahren. Als sie mit dem letzten Tageslicht zurückkehrte, nahm die Nachbarin ihr die Kätzchen ab und legte sie auf einen Kopfkissenbezug. Den verknotete sie und stopfte das Ganze in die vollgelaufene

Regentonne, während meine Mutter daneben stand. Als sich in dem Sack nichts mehr regte, zog ihn die Nachbarin wieder aus dem Wasser und schickte meine kleine Mutter mit ihrem leeren Puppenwagen schnell nach Hause, denn die Sonne war schon untergegangen.

Nun könnte man meinen, dass meine Mutter eine Phobie gegen die Mörderin von nebenan entwickelt hätte, aber so funktioniert die menschliche Psyche nicht. Der seelische Überlebenstrick besteht in der Entsolidarisierung mit den Opfern. Jede Konfrontation mit Katzen oder, noch viel schlimmer, Kätzchen musste meine Mutter seitdem vermeiden, denn ein Wiedersehen führte zu hysterischem Geschrei, Schweißausbrüchen und Herzrasen.

Da ich all das weiß, nehme ich Rücksicht, als ich mir vierzig Jahre später eine Katze anschaffe. Mir ist klar, dass meine Mutter sie bei Besuchen nicht zu Gesicht bekommen darf, weshalb sie mit ihrem Katzenklo in einem Zimmer unserer Wohnung eingesperrt wird und natürlich die Welt nicht mehr versteht. So ist das bei meiner Mutter: Man versteht die Welt nicht mehr, und meine Katze und ich teilen jetzt sogar diese Erfahrung.

An einem Weihnachtsfest fahre ich zu Besuch nach Dachau ins Haus meiner Eltern. Die Katze bleibt bei meiner Nachbarin und deren Kater, der ihr gerne mal das Fressen wegnimmt. Aber sie liebt ihn und ist sowieso zu dick. Also ist das für ein paar Tage schon in Ordnung. Das versichere ich meiner Mutter, als wir gemeinsam mit meinem Vater in der Küche stehen und sie sich höflich nach meiner Katze erkundigt. Ein paar artige Sätze später kommen wir auf das Katzenertränken als Auslöser ihrer Phobie zu sprechen. Das heißt, ich komme darauf zu sprechen.

»Was erzählst du denn da?«, fragt Mutti zu meiner Überraschung und wie immer schafft sie es, dabei völlig arglos und absolut natürlich auszusehen. Nach all den Jahren zieht meine Mutter immer noch Tricks und Wendemanöver aus dem Ärmel, die mich überrumpeln. Es beruhigt mich, dass es meinem Vater genauso geht. Der ist immerhin mit ihr verheiratet.

»Aber das hast du mir doch erzählt dam-«

»Ganz sicher nicht«, unterbricht sie mich, jetzt schon nicht mehr ganz so süßlich, »So was hat's bei uns nie gegeben.«

Hilfesuchend blicke ich mich zu meinem Vater um, der die Geschichte ja kennt und der alles mit angehört hat, aber er zuckt nur mit den Schultern.

»Was du dir immer ausdenkst«, murmelt er und geht wieder rüber ins Wohnzimmer. Er setzt sich in den Ohrensessel, um die *Süddeutsche* zu Ende zu lesen. Bevor er die Beine hochlegt und sich in die Zeitung vertieft, ruft er mir zu: »Und jetzt hilf deiner Mutter ein bisschen!«

Kapitel 5 Hast du auch solche Kopfschmerzen?

Schulte auf Italienurlaub mit Frau und Tochterzwei (die Kleine, 14). Tochttereins hat die Familie im Jahr zuvor verlassen und sich in einer neuen Stadt eingerichtet. Tochterzwei beneidet sie.

Heute sind sie in Rom. Gestern waren sie in Florenz. Da hat sich Tochterzwei eine Blase gelaufen. Die Clogs sind neu und ihre deutschen Winterfüße noch keinen Sommer gewöhnt. Deswegen hat sie heute Turnschuhe an. Vielleicht besser so. In den Clogs ist sie größer als die meisten Italiener. Dann glotzen die noch mehr als sonst.

Die Mutter mag die Glotzerei auch nicht – will aber immer wieder nach Italien. Tochterzwei versteht das nicht. Aber die Mutter sagt: »Man braucht doch Sonne.«

Heute wird Bus gefahren. Schulte meint, den guten Mercedes sollte man als Deutscher in Rom nicht fahren, also haben sie den Zug nach Rom genommen. Und jetzt den Bus, weil man dann das Taxigeld schon wieder für die Eintritte spart. Den ersten Bus Richtung Forum müssen sie fahren lassen. Es ist voll heute. In den zweiten steigen sie ein. Der ist ziemlich leer, aber sie bleiben alle drei lieber stehen, weil Schulte schnell aussteigen will, wenn sie an der Haltestelle sind. Nicht, dass die anderen Fahrgäste sie dann nicht durchlassen und die Türen wieder zugehen. Ganz unrecht hat er nicht, denn an der nächsten Haltestelle wird es um sie herum voller. Und lauter. Aber viele Sitzplätze bleiben leer. Sogar die am Fenster. Den Einheimischen ist der Ausblick egal. Im Schulbus guckt ja auch niemand nach draußen, denkt Tochterzwei, und die Mutter fährt sowieso nie Bus. Die hat ihr eigenes Auto. Den Zweitwagen. Natürlich kleiner als der von Schulte und der Zweitwagen muss auch draußen stehen, weil sie keine Doppelgarage haben. Die wäre 3000 Mark teurer gekommen, als sie das Haus bauten. Der orange Käfer der Mutter hatte sogar Sicherheitsgurte. Aber keine Kopfstützen.

»Die paar Meter zur S-Bahn«, sagt sie fröhlich beim TÜV und denen ist es auch egal.

Hinter Tochterzwei steht jemand ganz dicht und stinkt nach Knoblauch. Tochterzwei hält sich demonstrativ die Nase zu, guckt zu ihrer Mutter und will die Augen rollen.

Aber die sieht sie gar nicht. Guckt ganz starr an ihr vorbei ins Leere. So wie manchmal beim Abendbrot. Dann ist sie ganz woanders. Jetzt auch.

Schulte steht mit dem Rücken zu ihnen, »meinen Frauen« wie er gerne sagt, allerdings nicht mehr so oft wie früher, als er noch »meine drei Frauen« sagen konnte. Er hält den Rücken gebeugt, um die Namen der Haltestellen zu lesen.

Tochterzwei denkt an ihre Tasche und legt eine Hand drauf. Gerade noch rechtzeitig, denn jemand, vielleicht der Knoblauchtyp, greift direkt neben ihrer Tasche, also jetzt neben ihrer Hand, an die Haltestange. Die Tür geht wieder auf, noch mehr Leute steigen zu und einer stellt sich mit dem Rücken zu Tochterzwei zwischen sie und die Mutter. Zur Abwechslung ist das mal ein großer Italiener und als der Bus in eine Kurve fährt, verschwindet die Mutter komplett hinter ihm. Tochterzwei hält immer noch ihre Tasche fest. Mit der zweiten Hand müsste sie sich mal irgendwo festhalten, aber da ist kein Platz für ihre Hand, ohne die vom Knoblauchtypen zu berühren. Der presst jetzt seinen Bauch an ihren Rücken, dabei hätte er nach hinten raus genug Platz. Das hat Tochterzwei genau gesehen, als sie sich nach dem Haltegriff umguckte. Gut, so kann sie wenigstens nicht umfallen. Wenn der bloß nicht so stinken würde. In der nächsten Kurve sieht sie das Gesicht der Mutter wieder. Ihre Augen sind immer noch starr nach draußen gerichtet und hinter ihr steht auch einer so dicht wie bei Tochterzwei. Schulte steht jetzt richtig weit weg von ihnen am Ausgang. Irgendwie haben sich immer mehr Männer dazwischen gestellt. Ob Tochterzwei ihn mal rufen soll, damit jeder sieht, dass sie zusammengehören? Dass sie zu dritt und nicht alleine sind? Schulte würde sie vielleicht nicht hören, aber wenigstens würde die Mutter mal wieder aufwachen. So wie am Tisch, wenn sie dann ruckartig lächelt und erklärt, sie sei gerade mal ganz woanders gewesen. Da merkt Tochterzwei was an der linken Hüfte. Sie guckt runter und die Hand gehört wahrscheinlich dem Knoblauchtypen. Sie ist ekelhaft behaart. Bis runter auf die letzten Fingerglie-

der.

Der Bus bremst und wirft sie in den Typen vor ihr. Als sie wieder zurück will, ist der Knoblauchtyp von hinten schon aufgerückt. Seine Hand kann sie nicht mehr sehen, dazu ist es zu eng jetzt, aber sie spürt seine Finger, die unterhalb ihres Nabels nach unten grabschen.

Sie weicht aus, macht einen Schritt zurück (wenn sie doch bloß die Clogs an hätte). Aber die Finger rubbeln immer noch bei ihr unten rum, da, wo sie ihren Kitzler vermuten. Tochterzwei guckt wieder zu ihrer Mutter und sieht, dass der weiße Baumwollstoff von ihrem Kleid sich an der Hüfte auf und ab bewegt. Das muss der Typ dahinter sein. Die Mutter tut so, als ob sie nicht merken würde, dass ihr jemand am Po rumfummelt. Sie hält völlig still und guckt an Tochterzwei vorbei ins Leere. Der Knoblauchtyp fängt jetzt an, durch den türkisen Baumwoll-Overall von Tochterzwei hindurch in deren Poritze zu stochern. Erst da dreht Tochterzwei sich um und guckt ihm ins Gesicht. Aber er ist einen Kopf kleiner als sie und kann an ihrer Schulter vorbei ins Leere starren. »Scusi«, murmelt er. Sie könnte ihm jetzt auf die Glatze spucken, aber das muss sie gar nicht. Sie starrt nur weiter auf sein Gesicht, bleibt frontal zu ihm stehen und greift auf seiner Augenhöhe an die Stange. Erst als Schulte »Aussteigen« schreit, dreht Tochterzwei sich wieder um, fasst ihre Mutter am Ellenbogen und schiebt sie vor sich her die Treppe hinunter. Schulte steht schon draußen und guckt auf die umgekippten Säulen auf dem Forum. Seine langen weißen Beine stecken in beigen Shorts und weißen Socken mit Sandalen. Er setzt sich die Sonnenbrille auf, stemmt die Fäuste rechts und links ins beige-braun-karierte Kurzarmhemd, ruft: »Na, wie habe ich das gemacht?« und guckt wieder auf die Karte.

Seine Frau dreht sich langsam zu Tochterzwei: »Sag‘ mal, hast du auch solche Kopfschmerzen?«

Kapitel 6 Der Mutti-Code

Das Haus meiner Eltern wird entrümpelt und ich bin gekommen, um ein paar Andenken herauszuholen und einen letzten Rundgang zu machen. Das Telefon klingelt. Der FeTAp (Fernsprechtischapparat) 61 der Deutschen Post in Kieselgrau steht noch immer an seinem alten Platz zwischen Küche und Wohnzimmer. Immerhin hat er schon den modernen Ziffernblock statt der alten Wählscheibe. Während ich mich mit dem Makler unterhalte, stelle ich mir vor, was er antworten würde, wenn ich sagen würde: »Das muss Gedankenübertragung sein. Gerade habe ich an Sie gedacht.«

Hier stand sonst meine Mutter und hat telefoniert. Meine ersten Lektionen in angewandter Linguistik verdanke ich ihr. Meistens war Übersetzen angesagt. Man konnte den Mutti-Code aber nicht einfach angehen wie eine weitere Fremdsprache mit Vokabellisten und einem Grammatikleitfaden. Vielmehr musste man ihn zusammen mit der Muttersprache aus dem Innern des Familiensystems heraus aufsaugen. Ich nenne diesen Vorgang „osmotischen Spracherwerb“.

Muttis Telefongespräche folgten über all die Jahrzehnte demselben Ritual. Wenn ich sie anrief und meinen Namen sagte, schrie sie noch bei der letzten Silbe voll hörbarer Glückseligkeit: »Du bist es! Das muss Gedankenübertragung gewesen sein. Ich wollte mich gerade bei dir melden.«

Vierzig Jahre lang passierte dieser Zufall bei jedem meiner Anrufe, wobei ich mit Absicht keinem bestimmten Rhythmus folgte, wie einst Mutti und ihre Mutter. Oma rief immer sonntags pünktlich um elf Uhr an, nach der Kirche – in die beide übrigens nicht gingen. Als Kind habe ich den Satz mit der Gedankenübertragung oft gehört, wenn eine unserer Verwandten sich meldete, oder eine Freundin, für die Mutti eigentlich gerade keine Zeit hatte.

Sie verdrehte dann die Augen in meine Richtung, und so übersetzte ich als Vierjährige »Das muss Gedankenübertragung sein« mit »Muss das sein? Es passt mir gerade gar nicht«.

Als mein Sohn vier war, war ich versucht, für ihn zu übersetzen, aber er brauchte mein Glossar gar nicht. Mit sieben meisterte er den Omi-Code schon fließend. Er stellte nie mehr unangenehme Fragen zu ihren vielen Phobien (»Oma, wie kann man denn Angst vor Katzen haben?«) oder machte Kommentare übers Essen (»Ravioli – toll, im Kindergarten gibt's nie irgendwas aus der Dose«). Oma lobte dafür im Gegenzug seine verbesserten Manieren.

Er hörte auch auf damit, mich zu fragen, warum sie so umständlich redete, so, wie wir alle das zuvor auch irgendwann aufgegeben hatten. Wir passten uns ihrem Idiom einfach an, denn alles andere gab Ärger mit Vati/Opa. Jeder von uns hatte eine andere Entschuldigung dafür, warum Mutti selbst mit ihren engsten Angehörigen nicht auf direkte Art sprechen konnte. »Du hast doch sicher noch zu tun« hieß bei ihr zum Beispiel, dass sie alleine sein wollte. Vati meinte, sie sei einfach schon als Dame geboren worden: höflich und taktvoll und immer bemüht, niemanden vor den Kopf zu stoßen. Und dass er sie für diese Sensibilität ganz besonders liebte.

Meine Schwester und ich hatten uns gemeinsam zurechtgelegt, dass Mutti als ungeliebter, weil nicht männlicher, Nachzögling mit einer zehn Jahre älteren, dominanten Schwester wohl ganz unten in der Hackordnung ihrer Familie rangierte. Und dass ihr Lieb-Sein wahrscheinlich ein antrainierter Nachkriegs-Überlebensreflex war.

Sogar den schlimmsten Notfällen hielt ihre Kunst des Dauerlächelns stand. Als meine Schwester auf ihrem Sterbebett in Berlin lag, erstattete ich meinen Eltern regelmäßig Bericht. Sie zogen es vor, in Bayern zu bleiben. Meine Mutter begründete dies mit »Ich würde ja so gerne kommen, aber dein Vater kann nicht mehr so weit fahren«.

Natürlich wurden die Telefonate auch von Muttis Tränen unterbrochen. Wenn dies geschah, sprang Vati ein und erklärte: »Ich würde ja gerne kommen, aber deine Mutter würde das nicht schaffen.«

Ich machte mir große Sorgen um meine alternden Eltern. Und so rief ich, was ich in meinem Erwachsenenleben noch nie getan hatte, jeden Tag an, um herauszufinden, wie es ihnen ging und um sie in die Beerdigungsaktivitäten mit einzubeziehen.

»Ich habe einen wunderschönen Grabstein beim Steinmetz um die Ecke gefunden.«

»Das ist fantastisch! Was würden wir ohne dich machen?«

»Die Friedhofsverwaltung bietet mir einen Full-Service-Vertrag zur Bepflanzung des Grabes an. Berlin ist ja zu weit für mich.«

»Ich würde das ja so gerne übernehmen. Aber du weißt ja, dein Vater braucht mich hier.«

»Ich bleibe noch bis zum Ende des Sommers, um die Wohnung auszuräumen. Ist 'ne ziemliche Unordnung hier.«

»Hast du denn nicht auch zu Hause zu tun?«

»Erinnerst du dich daran, wie sie immer alles und jeden fotografiert hat? Ich habe einen Stapel von mindestens drei Dutzend Fotos von ihrem Kaninchen gefunden. Sie hat es ‚Miss Marple‘ genannt. Ist das nicht süß? Und es gibt auch viele Fotos – ganz alte natürlich – von dir und Vati ...«

»Schön«, platzt Mutti dazwischen, »und jetzt lass' uns mal wieder über was Nettes reden.« Ihre Stimme war in einen strengen Alto umgeschlagen, den ich noch nie an ihr gehört hatte. Sie klang wie ein Medium, durch das die Stimme von jemand anderem aus dem Jenseits spricht.

Erschrocken über diesen ungewöhnlichen Ausbruch an Strenge beendete ich das Gespräch zügig und rief eine Woche lang nicht mehr an.

Als ich mich das nächste Mal meldete, war ich erleichtert.

»Oh, du bist es, wie schön. Das muss Gedankenübertragung sein. Ich hab' gerade an dich gedacht.«

Zum Video: <https://www.youtube.com/watch?v=ZpY5VXdGGvQ&t=25s>

Kapitel 7 Einfach schreien

In meiner kleinen Stadt wache ich manchmal gegen Mitternacht auf, weil sich irgendjemand auf der Straße die Seele aus dem Leib brüllt.

In dem Film »Cabaret« von 1972 gibt es einen Schrei, den man heute ikonisch nennen würde.

»Liza Minelli«, sagte man damals einfach in einem Atemzug mit der Szene und jeder wusste Bescheid.

Bob Fosse drehte in Berlin nach der Musical-Vorlage, die wiederum die literarische Vorlage »Good-bye to Berlin« von Christopher Isherwood benutzte. In dem 1939 veröffentlichten Roman lebt Brian, freiberuflicher Privatlehrer für Englisch, in einem möblierten Zimmer in der Schöneberger Nollendorfstraße 17. In prekären Verhältnissen.

Wie wenig sich doch in hundert Jahren für die Geisteswissenschaftler Berlins verändert hat. Im Film wählt Fosse die wesentlich großbürgerlichere Kulisse der Bleibtreustraße 48 und des benachbarten Savigny-Platzes.

Dort wird geschrien. Und zwar unter den Gleisen, in dem Moment, wenn ein Zug vorbeikommt. Sally Bowles (Liza Minelli), amerikanische Nachtclubsängerin mit den längsten falschen Wimpern der Filmgeschichte, lebt in prekären Verhältnissen im Zimmer neben Brians. Sie kann nicht 20 Sekunden stillsitzen, hört nur auf zu plappern, wenn sie rohe Eier mit Worcestersauce schluckt, und schreit als Erste, was bei dieser Persönlichkeit fast schon natürlich anmutet.

Jedes Mal, wenn ich nach Charlottenburg in die Bleibtreu-/Savigny-Gegend komme, nehme ich einen Umweg durch die Unterführung und hoffe, dass ich einen Zug erwische. Obwohl ich keinen Grund zum Schreien habe. Brian hat den auch nicht oder das behauptet er zumindest, aber Sally versucht, den introvertierten Engländer, diesen blassen Lehrertypen,

zum Brüllen zu überreden. Man fühle sich so viel besser danach, verspricht sie. Es vertreibe düstere Gedanken und verhindere Schlimmeres. »Don't be so British.«

Es gelingt ihr nicht.

Brian, dargestellt von dem maximal harmlos wirkenden Briten Michael Yorck, hält gar nichts von Gefühlsausbrüchen in der Öffentlichkeit. »I couldn't possibly.«

Nichtsdestotrotz ist es 1931 und ein heißer Sommer in Berlin. Die SA macht sich mit Dutzenden von Schlägertrupps daran, die Straßen, Cafés und das Nachtleben in Berlin zu stören und in den Griff zu bekommen. Immer dreister, immer brutaler geht die Nazi-Mafia gegen Ladeninhaber vor. Überall, wo Menschen – so wie heute (zumindest zur Zeit noch) – zwanglos bei Kaffee oder Limonade zusammensitzen, werden Exempel statuiert, wird gezielt Terror verbreitet.

Christopher Isherwood war schwul und hatte damit jeden Grund, Berlin kurz nach der Machtergreifung endgültig »Good-bye« zu sagen. Im Film wird die Homosexualität von Isherwoods Alter Ego, Brian, nur angedeutet. Schließlich ist es 1972 und in den USA möchte man Oscars gewinnen (acht sind es schließlich geworden). Brian weiß, dass er nicht nur mit Sally, sondern mit Frauen im Allgemeinen nichts anfangen kann. Der innere Druck hat sich in ihm parallel zum äußeren aufgebaut. Und beim nächsten Zug schreit er.

In meiner kleinen Stadt fahren um Mitternacht keine Züge mehr, aber dem Schreihals scheint das egal zu sein. Wenn er mich wieder mal aufweckt, liege ich eine Weile da und anstatt mich zu fragen, was das Gebrüll zu bedeuten hat, stelle mir einfach vor, dass dadurch Schlimmeres verhindert wird.

Zum Video: <https://www.youtube.com/watch?v=bCddlgEv64M&t=2s>

Kapitel 8 Laufen in Hasenspuren

Wir sind für den frühen Nachmittag im Park verabredet. Es hat frisch geschneit und es wird schnell dunkel um diese Jahreszeit.

Ich rufe mir sein Gesicht in Erinnerung. Es ist Jahre her. Am sonderbarsten fand ich seine Augen, genauer gesagt, zwei Phänomene an ihnen. Erstens schienen sie immer im Schatten zu liegen, egal, was der Rest des Gesichtes machte. Auch wenn er lächelte oder, in ganz seltenen Fällen, lachte, blieben seine Augen in einer Art Dämmerung, umwölkt, so wie manche Berggipfel grundsätzlich in den Wolken liegen.

Das zweite Kuriosum waren seine Tränen. Bei einer traurigen Gelegenheit, bei der wir alle zusammenstanden, brauchte ich ein paar Minuten, um zu merken, dass er weinte. Aber nicht so wie ich, schluchzend, mit roter Schniefnase, fleckigem Gesicht und verquollenen Lidern, sondern völlig lautlos und ohne farbliche Veränderungen. Seine Augen sahen düster aus, wie immer, nur dass aus ihnen stumme Wassertropfen die Wangen hinunterliefen und sofort diskret im Dreitagebart versickerten. Wenn ich losheule, schütteln mich laute Schluchzer, meine Hände fuchteln nach Tempos und mein Atem hört sich an, als würde ich nicht einfach nur weinen, sondern Tränen kotzen. Niemals vorher oder nachher habe ich jemanden so unauffällig weinen sehen wie ihn. Aber während seine Augen danach immer noch unter ihrer Verschattung liegen, strahlt mein Gesicht nach einer Heulattacke in der Regel innerhalb von höchstens 20 Minuten wieder in der Gipfelsonne.

Wir begrüßen uns (»Schön, dass du gekommen bist.«) und schlagen den Hauptweg durch den alten Park ein. Jahrelang sind wir den gegangen, aber nie zusammen. Und als wir loslaufen, stelle ich fest, dass ich mit seinem Tempo kaum mithalten kann. Auf den langen Fluren in der Firma konnte ich ihn immer schon am Schritt erkennen, bevor ich ihn sah. Eins, zwei, eins, zwei, eins ... Er lief nicht, er marschierte. Wenn ich ihn mit Leuten reden hörte,

formulierte er Anliegen wie Anweisungen, und wenn er mir mittags »Lass' es dir schmecken!« sagte, klang es wie ein Befehl. Während ich das anziehend fand, wahrscheinlich deswegen, weil ich ja seit Jahrzehnten gewöhnt bin, zu tun, zu lassen und zu schmecken, was ich will, fühlten manche Frauen in der Firma sich unangenehm dominiert. Vielleicht nicht ganz zu Unrecht.

Einmal sah ich ihn neben einer Frau die Treppe hinuntergehen und die Geste, die er andeutete, nämlich den rechten Arm um ihren Rücken und die ungeschützte andere Körperseite zu spannen, ohne sie zu berühren, hatte zwei interessante Funktionen. Erstens bugsiert man damit die Begleiterin in die gewünschte Richtung und zweitens kann man mit dem Arm ihre offene Flanke vor dem Säbelzahn timer beschützen, der von rechts aus dem Treppenhaus gesprungen kommen könnte. Mit seiner Körpersprache versuchte er unentwegt, männliche Verantwortungsbereitschaft zu demonstrieren in einer Umgebung, in der es einfach nichts gab zum Mannsein. Seine Anweisungen nahm niemand besonders ernst, unsere pro-forma Hierarchien legten nur fest, an wem die meiste Arbeit hängenbleiben würde, und es gab keine festgelegten Belohnungsstufen, die den Ehrgeiz eines Aufsteigers in der Lebensmitte hätten befriedigen können. Dazu kam ein lächerliches Besoldungssystem, das mit dem Idealismus für die gute Sache erklärt wurde.

Das reichte ihm irgendwann nicht mehr. Die Zornesfalte über seinen schattigen Augen, die nie verschwand, auch dann nicht, wenn er die Augen schloss, vertiefte sich Unheil verheißend.

»Ich muss mich wahrscheinlich bei dir bedanken«, beginnt er das Gespräch und macht dabei den Eindruck, als ob er das keinesfalls gerne tut.

Immer hat er auf mich so gewirkt, als ob ihm das, was er gerade sagte, nicht leichtfiel, er die Person, mit der er sprach, nicht wirklich mochte, und das, was er tat, nicht gerne tat. Eine Art misstrauischer Zweifel war die Grundeinstellung seiner Gesichtszüge und die Unzufriedenheit schien immer einen halben Meter vor ihm zu schweben.

Damals, bei unserem letzten Gespräch, fragte ich ihn geradeheraus: »Dass ein Soldat in dir steckt, ist dir schon klar, oder? Warum lässt du den nicht endlich mal raus? Du solltest für die Armee arbeiten.«

Ich wunderte mich über mich selbst. Noch nie hatte ich einem Mann, schon gar keinem, an dem mir etwas lag, geraten, sich den Soldaten anzuschließen.

»Bloß keinen Beruf in Uniform« war die einzige Einschränkung, die ich meinem Sohn in Sachen Laufbahn mit auf den Weg gab, und meinen Schülern sagte ich: »Lasst euch nicht als Kanonenfutter für Afghanistan rekrutieren.« Ich hatte Angst um sie. Damals hatte der Krieg in Mitteleuropa sogar gerade mal Pause und eine Uniform anzuziehen war eine ungefährliche und nicht zuletzt lukrative Angelegenheit. Wenn irgendjemand in diesem Land noch Geld hatte oder jederzeit welches bekommen konnte, das angeblich gar nicht vorhanden war, dann war das die Bundeswehr.

Wir sind vom Hauptweg abgebogen und folgen querfeldein der beeindruckend langgestreckten Fluchtspur eines Hasen. Immerhin passen wir jetzt die Geschwindigkeit an das ungewisse, vereiste Terrain an. Er stapft in den Abdruck einer rechten Vorderpfote.

»Ohne dich wäre ich da nie drauf gekommen«, murmelt er.

Was soll ich darauf sagen? Bitteschön, gern geschehen? Eine der Grundeinstellungen meiner Persönlichkeit ist es, Menschen auch die Ratschläge zu geben, die meinen eigenen Interessen zuwiderlaufen.

»Geh' nach Hause«, sagte ich damals und setzte ihm auseinander, warum es hier für ihn nichts mehr zu holen gab. »Wenn du ein Theaterstück wärst,« erklärte ich ihm, »dann wären jetzt schon zwei Drittel der Zuschauer in der Pause heimgegangen. Als Roman hätten dich die Lesenden längst aus der Hand gelegt, weil du dich weigerst, deinen Weg zuende zu gehen. Dein Schicksal zu erfüllen. Ein Held zieht nicht nur in die Welt hinaus und tötet Drachen und so, sondern er kehrt auch wieder zurück, schickt das bisherige Familienoberhaupt, meistens den dominanten Vater, aufs Altenteil und nimmt seinen rechtmäßigen Platz als Herrscher im eigenen Leben ein.« Während ich in Fahrt kam, sprach

aus jeder Zeile ein fieses kleines Wort, das ich natürlich nicht aussprach. Aber es schwang wie ein aufdringlicher Affe von Gedanke zu Gedanke mit, von einer Beobachtung zum nächsten Argument. Als ich fertig geredet hatte, blieb es zwischen den Zeilen hocken und winkte ihm zu: »Du Feigling.«

Er wehrte sich heftig, wurde zornig, nannte meine Vorschläge »abwegig und völlig bekloppt«, mich selbst »einfach nur krank« und sprach nie wieder ein Wort mit mir.

Zehn Monate später hatte er in seiner Heimatstadt eine hübsche große Wohnung gefunden und einen Job als Ortskraft bei der Bundeswehr mit einem Gehalt von knapp 4000 Euro (netto) und, als Folge von beidem gab es auch bald eine neue Frau und zwei Kinder. Ich hörte davon, hielt es mir zugute und fing an, zu vergessen.

Statt einer Antwort fixiere ich unsere Marschroute.

»Sag' mal, merkst du eigentlich, dass du die ganze Zeit in diesen Hasenspuren läufst?«

»Was? ... Kaninchen ... Das sind Kaninchenspuren.«

»Na und? Eins so erbärmlich wie das andere, oder?«, gebe ich zurück und da sieht er mir zum ersten Mal auf diesem Spaziergang direkt ins Gesicht.

»Du hast dich ja wohl echt nicht verändert«, zischt er.

Für den Fall, dass er noch mal durchladen will, setze ich vorsichtshalber ein Lächeln auf.

Eigentlich will ich ja heute wieder gutmachen, dass meine Kritik an ihm viel präziser war als meine Zärtlichkeit. Er soll wissen, dass ich gerade seine trotzig Inkonsequenz mag, die Brüche in seinen Plänen, die fliegenden Wechsel seiner Ansichten und dass er seine eigene Oberfläche nicht durchhalten kann.

Mit meiner Antwort sage ich das alles mal wieder nicht, aber immerhin komme ich ihm zuvor: »Ich dich auch«. Und für den Bruchteil eines Momentes glaube ich, einen winzigen Riss zu sehen in der Wolkendecke über seinen Augen.

Zum Video: <https://www.youtube.com/watch?v=eIs5YKay9CQ>

Kapitel 9 Die Sache mit der deutschen Befehlskette

Nur mit Hilfe einer alten Wanderkarte kann ich das Ziel meines Ausflugs noch finden. Kein Wegweiser führt mehr dorthin und schon gar kein Eintrag auf Google Maps.

Als ich mit dem Fahrrad leicht bergab auf das Städtchen Schwalenberg zufahre, spüre ich (wie jedes Mal an dieser Stelle), dass die Temperatur schlagartig sinkt. Ein Kaltluftphänomen, das dafür verantwortlich ist, dass dieser Ort mit seinem besonderen Licht zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zur Sommerfrische für Maler aus Düsseldorf wurde. Heute erzählen nur noch eine Sommerakademie und einige regional beachtete Kunststipendien davon, dass Schwalenberg einst ähnlich beliebt war wie die Künstlerkolonien in Worpswede oder Dachau.

Ich stelle mein Fahrrad ab, denn zu dem Aussichtspunkt, den ich suche, geht es nur zu Fuß bergauf weiter. Nach einigem Rückversichern auf der Karte, taucht sie endlich vor mir auf: die 500-jährige Schwalenberger Malereiche, das wunderschöne Panorama mit dem Städtchen zu ihren Füßen. Mit einem Schloss, dessen Restaurant immerhin am Wochenende offen hat, und Altstadtgässchen mit Cafés, deren Öffnungszeiten noch eigenwilliger sind und von denen seit Corona einige gar nicht mehr aufmachen.

Seufzend lasse ich mich auf die geschwungene Holzliege neben der Uralt-Eiche sinken. Ich hab's wirklich mit Bäumen. In unserem Arboretum, das ist der botanische Garten hinter meinem Apartment-Haus, habe ich einen Patenbaum gekauft. Einen Ginkgo. Ich mag Ginkgos besonders wegen ihrer Resilienz. Es gab sie schon vor 60 Millionen Jahren, als noch Dinosaurier an ihnen knabberten, und ein Ginkgo schlug im Frühjahr 1946 als einziger Baum im Park von Hiroshima von Neuem aus. Wobei ich festgestellt habe, dass mein Ginkgo im Mai immer der letzte Baum seiner Umgebung ist, dem die Blätter sprießen. Dafür denkt er im Herbst, wenn alle anderen schon wieder nackt dastehen, überhaupt nicht daran, seine Blätter

schon wieder abzuwerfen. So, wie er Anfang des Jahres zu sagen scheint: »Macht ihr mal euer Frühlingsding, ich bin noch nicht so weit«, ist er im November höchstens leicht angegilbt und sein weithin sichtbares Statement lautet: »Wartet nicht auf mich, mir ist noch so spätsommerlich zumute.«

Es gibt im schwedischen Teil Lapplands Birken, die Mitte Oktober mit leuchtend grünem Blätterwerk im Schnee stehen. Sie kommen aus den südlichen Landesteilen und haben einfach ein anderes genetisches Programm. Da, wo mein Ginkgo herkommt, stehen die ehemaligen Nachbarn eben auch so spät noch grüngelb herum. Also tut er das hier, in seinem deutschen Exil, auch und ich mag ihn für seine störrische Individualität.

Wir Baumpaten erkennen uns in den Bäumen wieder, die wir uns ausgesucht haben. Meine Nachbarin im vierten Stock bevorzugt, wie viele der spirituellen Parkbesucher, die uralte Linde, die das Ordnungsamt schon längst abholzen wollte, weil Pilzbefall den Stamm gespalten hat. Es hieß, es bestehe akute Lebensgefahr für diejenigen, die unter ihren jahrhundertealten Ästen meditieren. Vor einem großen Sturm im Januar 2020 wurde sie großräumig mit Stahlzäunen und Flatterband abgesperrt. Nach dem Sturm hatte es diese Barrikaden komplett zerlegt und Stücke des rot-weißen Bandes flatterten hoch in den hundert Meter entfernten Pappeln. Die – völlig unbeschadete – Linde wurde mit einem zierlichen Stahlseil gesichert und ist seitdem wieder zur Meditation freigegeben. Wie dieser plötzliche Sinneswandel irgendwo im Innern des Ordnungsamtes zustande kam, war auch durch hartnäckiges Nachfragen nicht in Erfahrung zu bringen.

Nicht alle alten Bäume im Lipperland haben solches Glück. Die 500-jährige Eiche, vor der ich gerade liege und die Aussicht auf das Malerstädtchen Schwalenberg genieße, hatte sogar ausgesprochenes Pech. Sie ist tot. Zu verdanken hat sie das einer anderen, ebenfalls ausgesprochen resilienten Art, die sich zudem als evolutionäre Krone der Schöpfung versteht: dem Menschen. Genauer gesagt, dem westlichen Menschen und hier besonders dem westlichen Mann in seiner Ausprägung als Sachbearbeiter in einer deutschen Amtsstube.

»Ich hab‘ doch gesagt: fällen«, lautete dessen gedankenloses Todesurteil. Ein Missverständnis am Telefon, wie der Bürgermeister von Schieder-Schwalenberg später zerknirscht zugeben musste.

Der Name des glücklosen Bürohengstes wird in der Öffentlichkeit nie genannt, um seine Persönlichkeitsrechte vor dem wütenden Lippischen Mob zu schützen, aber die Bild-Zeitung, frech wie immer, kennt die ganze Geschichte. Der berichtende Reporter ist bei Bild passenderweise für Gewaltverbrechen und Tötungsdelikte im Landkreis Lippe zuständig. Er beschreibt, wie im Frühjahr 2004 auf Beschwerden von Anwohnern hin, im Auftrag des städtischen Bauamtes, ein Baum gefällt wurde, der die malerische Aussicht, auf die ich gerade schaue, teilweise verdeckte. Am Tag darauf rückte versehentlich ein zweiter Trupp Waldarbeiter an und fand natürlich keinen zu fällenden Baum mehr vor – außer einer 500-jährigen Eiche mit 1,7 Metern Stammdurchmesser. Ein untergebotener Forstmitarbeiter war wenigstens so geistesgegenwärtig, sich telefonisch beim Bauamt rückzuversichern, worauf er die eben zitierte unwirsche Antwort bekam. Der Beamte bestand auf der ordnungsgemäßen Ausführung seines Auftrags und wahrscheinlich duldete der Ton des Vorgesetzten keinen Widerspruch. (Man kennt das.) Die unglückliche Malereiche wurde deshalb in stundenlanger schweißtreibender Kettensägen-Arbeit zu Kleinholz und der überhebliche Sachbearbeiter zum buchstäblich schwächsten Glied in seiner eigenen Befehlskette.

Sofort nach dem Fauxpas hat man alle Hinweisschilder auf die Malereiche abmontiert, obwohl schon nach wenigen Jahren ein stolzer kleiner Eichenstängel aus dem Stumpf wuchs, der inzwischen, 20 Jahre nach dem Massaker, ein stattliches Bäumchen geworden ist. Wenn der Baum nachgewachsen sei, so lässt das Bürgermeisteramt auf Anfrage verlauten, könne man über ein neues Hinweisschild nachdenken. Mit anderen Worten: »Kommen Sie doch bitte in fünfhundert Jahren nochmal wieder.«

Zum Video: <https://www.youtube.com/watch?v=uizsZ5fkS7U&t=12s>

Kapitel 10 Vrikshasana. Es ist, was es ist, sagt der Baum

Im Spätsommer 2025 habe ich zwei Monate als freiwillige Erntehelferin in einem Yoga-Ashram im Westen Kanadas mitgearbeitet. Dort wird, neben normalem Hatha Yoga, eine besondere Form des Yoga praktiziert. Sie heißt *Hidden Language Yoga*, und weil ich seit meiner Rückkehr immer mal wieder gefragt werde, was denn das Besondere daran sei, gebe ich mal ein Beispiel einer typischen Yogastunde.

Nach dem Aufwärmen üben wir den *Baum* und stellen wieder einmal fest, dass 6.50 Uhr (a.m.) keine gute Zeit ist, um lange auf einem Bein zu stehen. Aber anstatt zur nächsten Asana überzugehen wie in einer normalen Yogastunde, lassen uns wieder auf der Matte nieder, um Notizen zu machen.

Hidden Language Yoga könnte man mit *Yoga der versteckten Bedeutung* übersetzen und es geht darum, das Archetypische, die Metaphorik einer Yogastellung in Bezug zur eigenen Psyche in diesem Moment im eigenen Leben zu erkennen. Bezogen auf Vrikshasana, den Baum, könnten die Leitfragen für eine solche Betrachtung lauten: Was für ein Baum bin ich heute? Wie ist mein Stamm beschaffen, wieviele Jahresringe habe ich und welche Art von Wurzeln?

Die Antworten kommen, ganz in der Tradition der klassischen Psychoanalyse von C. G. Jung, aus dem eigenen und dem kollektiven Unbewussten. Swami Sivananda Radha, eine deutsche Schülerin des großen Yogameisters Swami Sivananda, entwickelte diese Methode in den Fünfziger- und Sechzigerjahren. Sie ist eine Kombination aus den Lehren des integralen Yoga ihres indischen Meisters und der klassischen westlichen Psychoanalyse. Swami Radha hat vor sechzig Jahren den kanadischen Ashram gegründet, in dem ich jetzt mit einem Stift und einem hübschen Journal auf der Matte sitze und versuche, mich wie ein Baum zu fühlen.

Die Aufgabe wird noch erweitert, indem wir uns einen bestimmten Baum aus unserer Erinnerung aussuchen sollen.

»What's the story of the tree?«, lautet die Frage, und dass die Verbindung zu dem Objekt, das man gewählt hat, hergestellt ist, kann man daran erkennen, dass es einem plötzlich alles Mögliche über sich erzählt. Man könnte dieselbe Aufgabe mit allem versuchen, das einen umgibt – einem Haus am Bahndamm, dem Sitznachbarn im Flugzeug oder einem Kartoffelschälmesser in der Schublade der Ashramküche –, aber heute morgen ist es eine besondere Pappel, die ich früher vom Balkon meines Apartments aus sehen konnte. Und das ist ihre Geschichte:

»Wir sind drei Geschwister und die größten Pappeln im ganzen Park, weshalb man uns von fast jedem Punkt der Stadt aus sehen kann. Ich bin die in der Mitte. Meine Geschwister haben beide diese lächerlichen Mistelnester in ihren Ästen. Damit sehen sie im Winter ziemlich bescheuert aus, aber ich hab' keine. Irgendwie haben sich Misteln bei mir nie wohlfühlt. Umso besser. Obwohl, manchmal sind sie schon ganz interessant, weil sie ziemlich viel wissen und erzählen. Einige haben Verwandte, die auf dem Weihnachtsmarkt verkauft wurden. Und die haben sogar die Häuser der Menschen von innen gesehen. Diese Verwandten hätten ihnen erzählt, dass es noch viele andere Farben auf der Welt gibt, nicht nur Grün, Gelb und Braun oder das Graublau des Himmels über Deutschland.

„Andere Farben?“ Mein Bruder ist misstrauisch. „Was denn für welche?“

Aber die Mistel sagt, dass es keinen Sinn mache, jemandem eine Farbe zu beschreiben, die er noch nie gesehen hat. „Wenn ich jetzt ‚Türkis‘ sage, hilft dir das gar nichts“, meint sie. „Du könntest es dir ja doch nicht vorstellen.“

Am Nachmittag kommt eine Gruppe Nordic Walker den Weg entlang. Das nervige Geklakker der Stöcke kann man schon von Weitem hören. Auf einmal ruft das Mistelnest in der Krone meines Bruders: „Hey Leute, guckt mal, die Jacke von dem Typen ganz vorne – das ist Türkis!“

„Was ist ´ne Jacke?“, jammert meine Schwester, aber ich weiß sofort: Das ist Türkis, die schönste Farbe der Welt.

„Mama, Papa“, schreie ich nach meinen Eltern, die auf der anderen Seite des Weges wohnen. „Habt ihr das gesehen?“

„Was gibt’s denn, Liebling?“ Mama ist gerade erst von einem ihrer vielen Nickerchen aufgewacht.

„Das ist Türkis, Mama! Ist das nicht wunderschön?“

„Ja. Stimmt. Sehr hübsch.“

„Ich will türkise Blätter, Mama, ja? Bitte!“

„Ey, das ist doch mal wieder total krank“, mault mein Bruder.

„Jetzt werd’ doch mal erwachsen“, piepst meine kleine Schwester.

Aber Mom meint: „Ja. Das schaffst du, Liebling.“

Seitdem arbeite ich jedes Frühjahr hart daran, mir türkise Blätter wachsen zu lassen.«

Nach und nach beenden alle Teilnehmer ihre Geschichten und manche gehen nochmal in die Stellung des Baumes, um ihre Ergebnisse zu überprüfen oder zu ergänzen. Am Ende einer solchen Reflexions- und Schreibphase werden wir von der Leiterin aufgefordert, in einem Satz zusammenzufassen, was der Baum über uns selbst sagt.

Ich strenge mich an, etwas Originelles zu formulieren – noch dazu auf Englisch.

Als ich an der Reihe bin, sagt der Baum in mir zu den anderen: »I believe in the beauty of the impossible.« Und ich ernte wissendes Gelächter, als ich selbst hinterherschiebe: »Oh, I didn’t know that before.«

Zum Video: <https://www.youtube.com/watch?v=TrkzI7Nva9A&t=25s>

Kapitel 11 Geistertext

Die kursiv gedruckten Geschichtenanfänge in diesem Kapitel von besonders unfertigen Texten (daher der Titel) verdanke ich Volker Jarck und dessen genialem Schreibseminar *Zeit für Geschichten* (Sommer 2024) im Nordkolleg in Rendsburg.

Gerechtigkeit bei Ikea

»Hast du das gesehen?«

»Was denn?«

»Den Typ da vorne.«

»Der mit dem Softeis?«

»Ja genau.«

»Wieso, was ist mit dem?«

»Der hat sich einfach zwei Waffeln genommen.«

»Seh' ich nicht. Wo ist die andere?«

»Die sind ineinander gesteckt. Er hat sie gleich so aus dem Halter genommen.«

»Vielleicht klebten sie zusammen.«

»Quatsch. Er hat gar nicht probiert, nur eine zu nehmen. Er hat gleich zwei rausgezogen.«

»Das kannst du von hier aus sehen?«

Ole spart sich das »Lenne, du tickst echt nicht richtig«.

Sie kennen sich seit der Kinderkrippe und Lenne ist immer ein Erbsenzähler gewesen.

Wortwörtlich. Sobald sie das konnten, zählte Lenne das Gemüse auf seinem Teller. Und dann auf Oles. Und dann auf Mandys. Und wehe wenn ...

Lenne ist so.

Die Erzieherin schlug ihm einmal vor, eine von den Erbsen aufzubewahren und später beim Mittagsschlaf unter seine Matratze zu legen. Dann könne er weitermeckern darüber, wie ungerecht es war, dass er das unbequemste Bett von allen kriegte. Da wurde Lenne richtig sauer, aber nicht, weil die Erzieherin ihn wegen seiner Pingeligkeit aufzog, sondern, weil die Prinzessin auf der Erbse ja ein Mädchen ist und ihn mit so etwas zu vergleichen, fand er richtig gemein.

»Was, meinst du, kostet eine Waffel?«, versucht Ole, Lenne in die rationale Richtung zu lenken.

»Weiß nicht«, brummt Lenne und starrt auf das Hunderterpack Waffeln neben dem Softeisautomaten, »es geht ums Prinzip.«

Ole merkt, dass heute nichts zu machen ist, und lässt es gut sein. Lenne macht sich daran, die Röstzwiebeln, die in einem unordentlichen Haufen auf einem Ende seines Hotdogs liegen, mit dem rechten Zeigefinger gleichmäßig über die gesamte Länge des Brötchens zu verteilen. Er schleckt den Finger ab, betrachtet das Brötchen zufrieden und gerade als er den Mund aufmacht, löst sich der Softeis-Typ vom Automaten. Er leckt im Gehen einmal rund um den (doppelten) Waffelrand, damit das Softeis, nicht kleckert und kommt an ihren Stehtisch.

»Hallo Lenne«, sagt er und stützt beide Ellenbogen auf die Tischplatte. »Kennst du mich noch?«

Kein Bock

Blöken von links. Und Blöken von rechts. Dann ein helles Gebell, eine dunkle Stimme ruft etwas Wildes, und eine Sekunde später zuckt der erste Blitz.

Wahrscheinlich will mich jemand warnen, aber hier im Berner Oberland verstehe ich kein Wort von dem, was die Einheimischen reden. Nur selten richtet jemand das Wort an mich, denn Hochdeutsch versuchen sie zu vermeiden, wann immer es geht. Auch jetzt bin ich mir nicht sicher, ob wirklich ich gemeint bin. Ich sehe niemanden. Weder den Hund noch irgendetwas, das Träger einer menschlichen Stimme sein könnte. Nur diese frisch geschorenen Schafe, die in ihrer Nacktheit der Wiesen- und Felsidylle etwas Obszönes verleihen. Als hätte ein koksender Regisseur die Idee gehabt, einen Schafporno im Hochgebirge zu drehen. Bei Gewitter. Schäferromantik, also auch was für Frauen. Böcke sehe ich keine, aber vielleicht ist das ja eine Rasse ohne Hörner. Jedenfalls sind alle bunt tätowiert.

Wie die jungen Leute neulich in der Sauna. Ich war die Einzige ohne Tattoo, dafür aber mit Schamhaaren und damit kam ich mir vor wie die Vertreterin einer anderen Rasse.

Der zweite Blitz und wieder die dunkle Stimme. Diesmal habe ich eine Richtung, weil der Wind abrupt aussetzt. Die Schafe stehen jetzt dicht gedrängt in einer Art Wagenburg etwa dreißig Meter vor mir, die nackten Ärsche in meine Richtung, die Lämmer in der Mitte. Von links hinten kam die Stimme und wenn ich blinzle, erkenne ich dort einen dunkelgrünen Schäferwagen hinter einem Felsen. In letzter Zeit ist auch meine Fernsicht schlechter geworden, aber ich bilde mir ein, dass ich noch gut zurechtkomme. Ich muss den Wagen passiert haben, als ich bergab über die Wiese stolperte, den Blick auf der Erde, um der Schafkacke auszuweichen. Es ist nicht zu erkennen, ob jemand in dem Wagen ist, der wie ein Hobbit-Haus in der Wiese hockt. Als ich auf zwanzig Schritte ran bin, erscheint jemand am Fenster und kurz darauf kommt er hinter dem Wagen hervor. Die Tür ist also auf der dem Touristenpfad abgewandten Seite.

Ein Border Collie, schwarz-weiß, schießt kläffend auf mich zu und in dem Moment komme ich mir vor wie ein besonders blödes Schaf. Das dem Hütehund und Schäfer immer

Extra-Arbeit macht. Um das man sich immer nochmal gesondert kümmern muss. Das fast jeden Tag verloren geht, weil es keinen Bock hat, bei der Herde zu bleiben. Ein schwarzes.

Jägerzaun

Sie rannte aus dem Schulgebäude, rannte über den Hof, an den Basketballkörben und Tischtennisplatten vorbei, rannte in die kleine Seitenstraße, wo die Oberstufenschüler ihre Autos parkten, rannte und rannte, bis

sie es fand. Ein Gebäude, das noch so aussah wie damals. In dem Einfamilienhaus wohnte ein Junge aus der Zehnten, als sie neu in die Siebte kam. Zwei Geschosse, spitzer Giebel. Wie damals. Die Fassadenfarbe ein blasses Gelb und der Jägerzaun mit dunkelbrauner Holzschutzfarbe konserviert.

Dahinter der Rasen, den Christian jeden Samstag mähen musste. Das Kantenschneiden übernahm seine Mutter für ihn. Wenn sie fertig war, hielt sie sich jedes Mal mit beiden Händen das Kreuz und besah sich, mitten auf dem Rasen stehend, das Samstags-Tagwerk. Abschließend sah sie zum Dachfenster hinauf, hinter dem Christian bereits wieder frisch geduscht am Schreibtisch saß.

Das Haus war nicht wie so viele in Dachau-Ost erst kurz nach dem Krieg erbaut worden. Es war kein sogenanntes Siedlungshaus und die Schillers keineswegs Flüchtlinge, wie die Hunderten Sudetendeutschen in der Rothschaige. Dieses Haus war aus dem Jahr 1938, und die ersten Bewohner konnten von Christians Zimmer aus auf die Bahngleise sehen, die mitten durch die Stadt zum KZ führten. An ihnen kamen angeblich die Nachbarn zusammen, um ihr altes Brot in die vorbeifahrenden Waggonen zu werfen. Sonst konnte man ja nichts tun für die armen Teufel.

Sie schaut zum Küchenfenster, die Rollos sind heruntergezogen, obwohl helllichter Tag ist. Das Wohnzimmerfenster ist so groß, dass der Einbau von Rollos zu teuer gekommen wäre. Das hat Christians Mutter ihr beim ersten Besuch gleich erzählt. Das Fenster ist von einer weißen Gardine (mit Bleiband am unteren Saum) verhüllt, hinter dem, so meint sie zu erkennen, der gleiche schwere dunkelgrüne Samtvorhang zugezogen ist, den sie noch von früher kennt. Das einzige Zugeständnis an die frivolen Sechzigerjahre waren diese Wohnzimmerfenster gewesen, die, wie es damals Mode war, zu einer einzigen „Fensterfront“ umgebaut wurden. Christians Vater, ein Allgemeinarzt mit eigener Praxis am Dachauer Bahnhof, nahm dafür kurzfristig einen Modernisierungskredit (mit Eintragung einer Grundschuld) auf, was für Mutter Schiller jahrelang Alpträume von Armut und Verlust des Hauses bedeutete. Das durch die „Fensterfront“ gewonnene Tageslicht fing sie zum Ausgleich durch den dunkelgrünen Vorhang auf, der sich seitlich und oben mit einer üppigen Schabracke um die Riesenglasscheibe legte, als ob er sie festhalten sollte.

Weder Christian noch seine Mutter sind zu Hause. Das wird ihr sofort klar, als sie die Rasenfläche sieht. Mit ihnen hätte es ihn nicht gegeben, den kleinen Maulwurfshügel direkt an dem Rasenloch für die Wäschespinne, die nach dem Mähen aufgestellt wurde, wenn das Wetter es zuließ.

Mogelpackung

Zum Glück findet er einen Müsliriegel im Handschuhfach, fast noch mindestens haltbar. Die Parkbuchten neben seinem Wagen sind leer, im Rückspiegel sieht er eine Mutter, die ihr Kind zum Toilettenhäuschen schleift, dahinter rauschen die LKWs über die A11. Das Handy hat er auf den Beifahrersitz gelegt, und sobald sein Magen sich beruhigt hat, wird er nochmal anrufen.

Das kann sie nicht machen! Dass sie heiraten will, ok, dagegen lässt sich nichts tun. Aber Cora von dem Neuen adoptieren zu lassen, würde bedeuten, dass er nicht mehr ihr Vater wäre. Dass ein bei Coras Zeugung noch Wildfremder schon damals im Schlafzimmer war (oder am Strand, sie waren sich nie ganz sicher, wo es passiert war) und nur darauf gewartet hatte, die beiden von ihm zu übernehmen: Cora und ihre Mutter. Dass das, was er geschaffen hat, rückwirkend mit einem anderen Urheber versehen wird. Kein Recht am eigenen Ebenbild! Das ist doch Diebstahl! Das geht nicht und das wird er ihr gleich noch einmal sagen.

Er hat den Müsliriegel aus der von zwei Sommern festgeklebten Verpackung gepult und kann sich nicht entschließen, reinzubeißen. Als der Riegel produziert wurde, wurde auch Cora produziert. Jeder verdammte *Kellog's* Müsliriegel bekommt so einen Stempel vom herstellenden Unternehmen. Nur sein Kind sollte jetzt einen anderen Hersteller bekommen? Eine Mogelpackung werden, ohne dass er etwas dagegen unternehmen kann?

Im Rückspiegel redet die Mutter auf dem Weg vom Toilettenhäuschen zum Auto auf das Kind ein. Es hält den Kopf gesenkt.

Die LKWs rollen nicht mehr so dicht, seit er das letzte Mal hingeguckt hat. Er beißt in den Müsliriegel und reißt die Fahrertür auf. Spuckt Haferflocken mit Honigschmiere und mehrfach geschmolzener Schokoglasur auf die Straße. Guckt sich den Bissen kurz genauer an und dann kommt das ganze Frühstück wieder hoch.

»Ich werde Michael heiraten.«

Er würgt auch den Kaffee noch hinterher.

»Er will Cora adoptieren.«

Jetzt schmeckt sein Mund nach der Zigarette, die er sich auf nüchternen Magen angesteckt hatte. Das sollte er nicht mehr machen.

Er steigt aus, geht zur Mülltonne und hebt den Deckel. Der Gestank vergorener Bratwurst mit Senf schlägt ihm entgegen und zwei Wespen fliegen auf sein Gesicht zu. Er schleudert ihnen den angebissenen Müsliriegel entgegen und lässt den Mülleimerdeckel zuknallen.

Die A11 ist jetzt leer. Irgendwo muss eine Vollsperrung sein. Auf dem Beifahrersitz klingelt sein Handy.

Glattmachen

Im vorletzten Haus auf der Allee, wo kaum noch welche von den alten Eichen stehen, rammte an diesem Morgen Frau Fassbender in ihrem Schlafzimmer den Stecker des Bügeleisens in die Steckdose und

wartete darauf, dass das orange Lämpchen ausging. Vorher hatte sie das destillierte Wasser in die dafür vorgesehene Kammer geschüttet und – anders als sonst – keinen einzigen Tropfen verschüttet. Mit dem vertrauten Geräusch schaltet das Bügeleisen die Lampe ab und sagt ihr damit, dass die Betriebstemperatur für Leinen erreicht ist. Die höchste Stufe, die möglich ist. Sie schiebt den Dampfgregler oben auf dem Griff ganz zu sich heran und sofort zischt das Bügeleisen unter ihrer Hand wie ein wütendes Tier. Sie zieht ihre Hand wieder weg und stellt den Dampfgregler auf halbe Kraft. Das Gerät beruhigt sich.

»Oma!«

Ausgerechnet jetzt ist der Kleine aufgewacht.

»Ich muss hier gerade noch was fertig machen, Schatz.«

Keine Antwort. Pelle war schon sechs. Da konnte er ein bisschen warten.

So geht das einfach nicht. Die Vorhänge machen sie wahnsinnig. Sie hat gelesen, dass sich die Falten aushängen, wenn ausreichend Luftfeuchtigkeit herrscht. Ist wohl nicht der Fall,

denn der changierende Chintz-Stoff wirft Knitterprismen in alle Richtungen. Es sieht unmöglich aus. So unordentlich.

Als sie so alt war wie Pelle jetzt, ging das los. Dass sie Unordnung zu hassen begann. Am meisten Falten im Stoff. Sogar die ordentlichen in der frischen Tischdecke. Warum konnte man nicht etwas erfinden, um Tischdecken nicht falten zu müssen. Sie schlug ihrer Mutter vor, das schwere Leinen zu rollen, um die Falten zu vermeiden, aber die lachte nur. Ihre Mutter trug im Sommer Leinenkostüme, die immer zerknittert waren, und wenn sie damit vor der Schule aus dem Auto stieg, um sie zu begrüßen, sah es so aus, als sei sie im Schlafanzug unterwegs.

»Was machst du da?« Pelle ist barfuß von hinten an sie herangeschlichen, als sie probeweise die Bügelfläche senkrecht an den Vorhangstoff hält und den Dampfregler aufdreht.

»Ich mag keine Falten.«

»Aber du tust der Gardine weh.«

»Meinst du?«

»Stell dir vor, jemand macht das mit deinem Gesicht.«

»Was sagst du da?«

Sorgfältig dreht sie den Regler ganz nach oben, stellt das Bügeleisen in die Mulde rechts vom Brett und zieht den Stecker aus der Wand.

Birkenpech

*Sie geht nicht raus, sagt sie: die Birken. Davor die Pappeln, letztes Jahr vor allem Erle.
Sie kann nicht raus, die roten Augen, es regnet nicht.*

*Aber die Frühjahrskirmes!, hat er gesagt. Und dass er sie abholen wird. Das Riesenrad,
die gebrannten Mandeln!*

Er kennt mich nicht, denkt sie, er kennt das Foto vom letzten September, ich bin ganz schön, sobald der Sommer vorbei ist.

Gar kein Regen in Sicht.

Um zwölf?, hat er gesagt. Zur Kirmes.

Die Wolke da oben, sie ist ganz allein.

Geht echt nicht, ich hab' voll die Kaninchenaugen, sagt sie.

Ich mag Kaninchen, sagt er. Um zwölf, sagt er, diesmal ohne Fragezeichen.

Wenn sie sich da doch auch so sicher wäre. Oder wenigstens so tun. Mit den Augentropfen aus den USA. Die das Weiße in den Augen schneeweiß machen, weil sie die Blutgefäße extrem zusammenziehen. Nix Karnickelaugen mit denen. Gibt's in Amerika *over the counter* und hier sind sie nicht einmal zugelassen.

Keine Chance. Die kleine Wolke ist dicker geworden. Aber immer noch alleine. Nach rechts gewandert und rechts, das weiß sie, ist Osten. Und von Westen kommt der Regen, also von links. Passt doch. Vielleicht heute noch. Sie geht ins Bad und macht das Licht nicht an. Kompressen drauf. Eiskalten Kamillentee. Auf dem Sofa, die Kompressen auf beiden Augen und damit blind, kann sie nichts tun. Hält sie nicht aus. Wenigstens einmal auf die Uhr gucken.

Viertel vor zwölf. Die Wolke ist unverändert. Kann bedeuten: kein Wind. Kein Wind ist auch schon mal gut.

Mascara nachtragen, bloß nicht so genau hingucken.

Er mag Karnickel, sagt er.

Es klingelt. Sie öffnet. Sie weiß ja, wer es ist.

Er ist gerade mal so groß wie sie. Auf Augenhöhe, auch das noch. Dünnes graubraunes Haar in verwuschelten Strähnen. Soll wohl so aussehen wie bei Habeck früher.

Boah ey!

Er begrüßt sie nicht mal richtig.

Sieht ja krass übel aus mit deinen Augen. Voll rot.

Die kleine Wolke ist weg.